

# Rundbrief 1: Gewöhnung

*August & September 2023*

Ich habe lange überlegt, wie ich meinen ersten Bericht beginne und strukturiere und bin zu dem Entschluss gekommen, dass ich mir vorab keine besondere Struktur vorschreibe, weil meine ersten Wochen in Uganda auch von kaum Struktur geprägt waren.

Uganda ist voll und laut, wenn man auf den Straßen Kampalas unterwegs ist.

Ich habe mir vor meiner Ankunft in Uganda die Hauptstadt Kampala, benannt nach dem britischen Kolonialstützpunkt „Camp Impala“, wie eine dicht besiedelte Großstadt vorgestellt.



Aber Kampala und ihr Dunstkreis ist nicht aufgebaut wie eine europäische Großstadt. Ich kann Euch nicht sagen, wo die Stadtgrenzen liegen. Bewegt man sich aus dem engen Stadtkern heraus, führen mehrere Hauptstraßen aus der Stadt heraus. Diese Straßen sind voller Leben. Ich habe das Gefühl, dass sich tagsüber jeder Bewohner der Region draußen aufhält. Es werden Maiskolben, Kochbananen und Fleisch vom Grill verkauft, wo auch

immer man nur hinguckt, sieht man einen Marktstand oder eine Verkäufer:in. Die Geschäfte, die diese Straßen säumen, haben ihre Tore meist weit offen, sodass auch sie so wirken, als wären sie mitten auf der Straße. Der Verkehr bewegt sich meist schleppend und besteht hauptsächlich aus Motorrädern, sogenannten Boda-Bodas, die wie Taxis funktionieren oder Taxis, die in Uganda quasi den ÖPNV darstellen. Die Taxis sind nämlich kleine Busse, aus denen ein „Conductor“ lautstark seine Fahrgäste anwirbt, sie aussteigen lässt oder das Geld eintreibt.

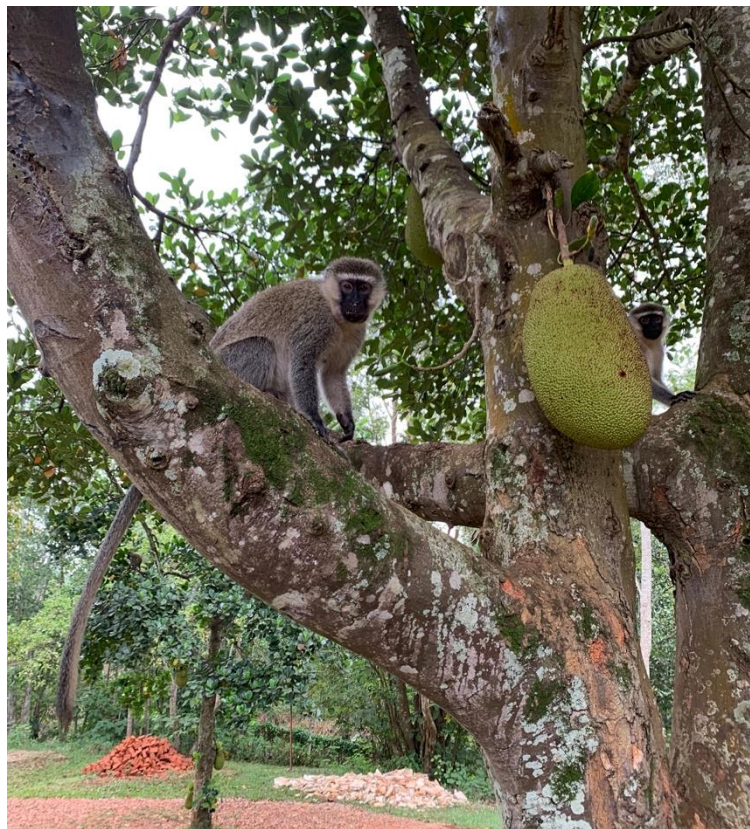
Wegen der Unmengen von neuen Eindrücken, und begleitet von der schwülen warmen Luft oder den schnellen Wetterumschwüngen, melden sich in den ersten Tagen meine menschlichen Grundbedürfnisse deutlich stärker als in Deutschland. Ich esse zum Teil 5 Mahlzeiten am Tag, bin dauernd hungrig, kann und muss zudem endlos lange schlafen.

Ich habe das Glück, schon gleich zu Beginn meines Aufenthaltes an meinem Arbeitsplatz zu sein, da wir hier unser Einführungsseminar bekommen. Andere müssen danach nochmal wechseln und sich woanders wieder neu eingewöhnen.

Die Kira Farm liegt außerhalb der Großstadt und ist angenehm ruhig und grün, was nicht bedeutet, dass sie nicht voller Leben wäre. Sie wirkt schon schnell wie ein gewohnter Ort

Nach 2 Wochen fühlt sich mein Aufenthalt schon gar nicht mehr so überwältigend und überfordernd an und nach 5 Wochen fühle ich mich schon sehr eingelebt. Überhaupt -

was ich nach über einem Monat in Uganda bemerke, ist, wie schnell ich mich



an Dinge, Orte und Situationen gewöhne. Tägliche Verhandlungen mit Boda Boda-Fahrern und Marktverkäufer:innen um Gemüse- und Fahrtpreise, sich durch meine Umgebung zu bewegen oder im Taxibus zu sitzen, wirken für mich sehr schnell selbstverständlich, obwohl sie noch vor ein paar Wochen komplett neu waren. Das hängt sicherlich auch mit dem Sprachkurs zusammen, den ich in den letzten 3 Wochen besucht habe.

Luganda, die Sprache Zentralugandas, zu lernen, hat es sofort einfacher gemacht, ein Teil der Gesellschaft zu werden, in der man so ein offensichtlicher Fremdkörper ist. Begrüßt, verhandelt oder dankt man Mitmenschen in ihrer Muttersprache ändert für mich viel. Die meisten Leute freuen sich genauso wie ich, dass ich mit ihnen auf Luganda rede, obwohl wir auch auf englisch kommunizieren könnten.

Während meines Sprachkurses bin ich bei einer Familie in der Vorstadt untergebracht in einem Ort, der Maganjo heißt. Pfarrer Muwonge, seine Frau und ihre Kinder geben mir sofort das Gefühl von einem Zuhause. Ihre



Gemeinschaft hat mir sehr viel Freude gemacht. Es wird zusammen gekocht, Wäsche gemacht oder einfach geplaudert. Nur gegessen wird mehr oder weniger für sich, was mich anfangs ein bisschen irritiert.

Auch wenn ich gerade in der

ersten Woche wenig verstehe, hat man durch die sehr emotionsgeladenen Gespräche trotzdem das Gefühl, als bekäme man mit worüber gesprochen wird.

Nachmittags, wenn ich vom Sprachkurs zurück bin, amüsieren sich meine Gastmutter und -geschwister köstlich, wenn ich mit einem neuen Satz, einer neuen Redewendung oder einer neuen Begrüßung ankomme. Ich bin mir



immer noch nicht sicher, ob sie sich über meine komische Aussprache lustig gemacht haben oder sich einfach gefreut haben, dass ich als Muzungu probiere, Luganda zu lernen.

Muzungu ist das ugandische Wort für eine weiße Person. Ich höre es täglich mehrmals, meist von Kindern, die sich freuen oder wundern, mich zu sehen.

Seit Freitag bin ich nun zurück auf der Kira Farm und beginne so langsam mit meiner Arbeit.

*Oktober bis Dezember 2023*

Mittlerweile fühle ich mich nicht mehr so neu in Uganda.

Taxifahrten sind nicht mehr so aufregend, die Regenfälle schocken mich nicht mehr und ich schlafe wieder normal viel.

Selbst auf der Farm kehrt langsam Alltag ein, obwohl dieser durch die vielen, meist britischen Besucher\*innen unterbrochen wird. Die Kira Farm, mein Arbeitsplatz, bzw. die NGO „Amigos Worldwide“, ist eine „Tertiary school“. Das ist eine in Uganda übliche Schulform, auf der Jugendliche und junge Erwachsene, die aus unterschiedlichen Gründen ihre Schule nicht beenden konnten, eine handwerkliche Ausbildung machen. Auf der Kira Farm wird

Tischlerei, Schneiderei, Friseurhandwerk, Baumeisterei und Elektrik angeboten. Außerdem müssen alle Auszubildenden, die bei uns „Trainees“ genannt werden, den Landwirtschaftskurs belegen und können Imkerei als Nebenkurs besuchen.

Ganz schön viel, habe ich mir am Anfang gedacht. Aber erstens leben die Trainees und die meisten Mitarbeiter:innen auf der Farm, d. h. 100 % der Lernenden und 70 % der Lehrenden sind rund um die Uhr auf dem Gelände. Zweitens ist es im ostafrikanischen Uganda gar nicht so unüblich, mehrere Berufe gleichzeitig auszuüben.

Mein Lieblingsrestaurant in Kampala ist ein kleines Restaurant neben dem riesigen Universitätscampus der „Makerere University“, namens „Hot Fresh“, in dem ich immer noch wie ein Alien beäugt werde, wenn ich mein Essen bestelle: Matoke, Reis und Erdnussauce für 3000 Schilling (75 Cent). Ich bin fast jedes Wochenende dort. Neulich kam ich mit meinem Sitznachbarn ins Gespräch. Er und ich sind beide Farmer hier und ich werde natürlich zur Landwirtschaft in Deutschland befragt. Darüber habe ich schon viel zu oft geredet, langweilig, also probiere ich das Thema zu wechseln, und frage ihn, wenn er Bauer ist, warum er dann an einem Freitag, um eins mitten in Kampala zu Mittag isst. Ach so, sagt er, ihm würde die Farm im Westen Kampalas zwar gehören, aber er ist nur einmal die Woche da. Am Wochenende arbeitet er als Boda Fahrer, außerdem ist er Chorleiter eines Gospelchors und arbeitet auf dem Bau in Kawempe. Beeindruckend! Wie kriegt man das alles hin?

Er erläutert:

Auf der Farm arbeiten mittlerweile sein Bruder und ein paar andere Leute für ihn und am Wochenende vertritt ein anderer Bekannter ihn auf dem Bau. Eine WIN-WIN Situation, findet er. Auf der Arbeit fehlt niemand, so dass er in Ruhe Boda fahren kann, und er beschert seinen Freunden noch Arbeit. Das zieht sich sowieso durch in meiner Wahrnehmung. Da es zu viele Leute für zu wenig Arbeit gibt, werden oft Jobs besetzt, die einem in Europa absurd vorkommen würden. An jeder Tanksäule steht eine Person, die tankt und Geld kassiert. Menschen, die stundenlang mit einem Eimer Erdnüsse auf dem Kopf durch die Städte und Dörfer ziehen, um diese zu verkaufen. Eine Bar, in der zwei Gäste sitzen und drei Mitarbeiterinnen stehen. Jobs, die mir unnötig vorkommen,

aber trotzdem existieren. Der soziale Zusammenhalt ist oft nämlich so groß, dass Geschäftsführer:innen bereit sind, weniger zu verdienen, um jemand anderen einzustellen. Irgendwie verwirrend, in einer Gesellschaft, der es so an Geld mangelt und sich darüber nicht selten beklagt.

Aber zurück zur Kira Farm: Während die Arbeit auf dem Feld zu Beginn des Jahres noch ein elementarer Bestandteil des Alltags der Trainees war (hab ich mir sagen lassen, ich war ja noch nicht da im Frühling), hat sie im Laufe des Jahres für die meisten deutlich an Relevanz eingebüßt. Das heißt mehr Arbeit für uns, das fünfköpfige Farming-Team. Mein Arbeitskollege und Freund Alex, hat mich zu Beginn unter seine Fittiche genommen und mir die Grundlagen des „Ackerns“ beigebracht.



*Mein Arbeitskollege Alex und ich bei der Mittagspause.*

Vieles ist mir leichtgefallen, anderes braucht länger. Wir bauen in einem unserer Gärten asiatisches Gemüse für japanische und chinesische Restaurants und Hotels in Kampala an, von denen es sehr viele gibt. Für manche Gemüsesorten wie Kumatsuna, ein japanischer Spinat, haben wir ein

Monopol in unserer Region. Wir pflanzen sie in Hochbeete, die Alex und Uncle William, der Chef des Farming-Teams, „Ridges“ nennen.



*Die Ridges – unsere Hochbeete*



*Ein Teil unseres japanischen Gartens*

Diese zu bauen, war lange meine größte Challenge. Manchmal habe ich über eine halbe Stunde an meinem Hochbeet rum gewerkelt, nur um von Alex ein „It’s okay.“ zu bekommen, bevor er sie wieder zerstört hat und in 5 Minuten ein perfektes Beet baute. Mittlerweile, nach über drei Monaten kann ich selber ganz gute Beete bauen.

Neben der Instandhaltung unseres asiatischen Gartens, kümmern wir uns um unsere Maisfelder, die Kassava-Pflanzen und die Bananenpalmen, die regelmäßig getrimmt werden müssen. Klingt nach nicht so viel, reicht aber locker für fünf volle Arbeitstage.



*Die Grüne Meerkatze*

Zur Zeit haben wir ein Affenproblem: Die Grünen Meerkatzen haben alle meine Auberginen gegessen und machen sich jetzt an den Mais.

Wir probieren sie mit Steinen und Schlamm zu verjagen, aber

sie lassen sich nicht ärgern, verstecken sich einfach so lange in den Bäumen, bis uns die Steine ausgehen, oder wir verschwinden, um sich danach wieder seelenruhig ans Essen zu setzen. Die leergefressenen Maiskolben werfen Sie uns zum Spott vor die Füße.

In Uganda wird auf den Feldern fast ausschließlich händisch gearbeitet. Unsere Farm ist mit knapp neun Hektar da noch vergleichsweise klein, aber selbst auf den großen Farmen wird mit der Hacke umgegraben, geerntet und Unkraut gejätet, wobei leider viele Pestizide benutzt werden, um sich die Arbeit zu erleichtern. Jedenfalls steckt in jedem Gemüse, das für ein paar Cent verkauft wird, jede Menge Handarbeit, was die Lebensmittelpreise noch lächerlicher für mich macht. Selbst den Mais puhlen wir vom Kolben, bis die Finger bluten.



*Bohnenernte per Hand - und meine Hände nach dem Maispulen*

Für mich ist die Arbeit sehr erfüllend, körperliche Arbeit bringt mir großen Spaß. Ich glaube, weil man am Ende des Tages sieht, was man geschafft hat.

Auf Luganda existiert das Sprichwort „Enkumbi telimba.“. Was übersetzt bedeutet: Die Hacke lügt nicht. Und das stimmt.



*Nachhaltige Verpackung: Die Ernte wird zur Auslieferung in Bananeblätter gewickelt.*

An die Arbeit in den Tropen hat sich mein Körper einigermaßen gewöhnt. Außerdem fühlt es sich sofort besser an, wenn neben dir auch jemand stöhnend und schwitzend schuftet.

Das Zusammensein ist sowieso etwas, was ich total schätze auf der Farm. Die ugandischen Kulturen haben alle gemeinsam, dass die Familie, beziehungsweise der Clan, im Mittelpunkt steht. Zentralugander:innen sind das Volk der Baganda. Jeder Muganda (Singular) gehört einem Clan an.

Mitglieder\*innen desselben Clans sind quasi zur Solidarität verpflichtet und stehen in einem geschwisterlichen Verhältnis zueinander, weswegen es zum Beispiel gesellschaftlich nicht akzeptiert werden würde, innerhalb des Clans zu heiraten. Der Clan wird vom Vater übernommen. Mit Clan-Geschwistern wird geteilt.

Ich habe von einem Mann gelesen, der durch sein Geschäft unerwartet reich geworden ist und das Land verlassen hat, um seinen Reichtum nicht mit seiner Familie und dem gesamten Clan teilen zu müssen. Die Clans sind mittlerweile aber so groß, dass man nicht mehr alle Mitglieder kennt, zu viele Leute. Die

(Groß-)Familie gilt jedoch immer noch als höchste Priorität. Verehrung und Respekt vor älteren Mitgliedern ist deutlich wichtiger als in europäischen Kulturen. Das Konzept von Cousin 1. Grades und 2. Grades gibt es nicht. Familienmitglieder der gleichen Generation sind Geschwister, die Generation darüber werden Onkel, Tante aber auch Mama und Papa genannt und noch eine drüber Opa und Oma. Falls man finanzielle oder andere Probleme hat, ist die Familie die erste und auch oft einzige Anlaufstelle.

Doch dazu nächstesmal mehr.

Bis dahin alles Liebe und Gute im kalten Deutschland.

Euer Arthur